

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Lustige Geschichten vom Rhein

Abt, Antonius

Würzburg, [1879]

Zwei Orden auf einmal. Eine bürokratische Geschichte

[urn:nbn:de:bsz:31-244427](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-244427)

Zwei Orden auf einmal.

Eine bureaukratische Geschichte.

1.

So 'n Rrhoinländer ist doch en unnützigen Mensch! Schroit an en jewesenen Gönijlich preußischen Lieutenant „Wohljehohrren!“

Dieses geflügelte Wort entfuhr zu B. im Ministerium der Finanzen den Lippen des Herrn Knöller, Lieutenant a. D. und seit Kurzem damit beauftragt, in einem Theile des preußischen Staates darüber zu wachen, daß das „heidenmäßig viele Geld“ gut verwaltet, d. h. möglichst wenig davon ausgegeben und soviel als möglich eingenommen werde, mit anderen Worten: er war zum Ober-Rechnungsrevisor ernannt worden und hatte als Tummelplatz seines Genies einen Regierungsbezirk am Rheine erhalten, dessen sämmtliche Rechnungen er „oberrevidiren“ mußte. Durchdrungen von der ganzen Wichtigkeit dieses erhabenen Postens, hielt er heute zum ersten Male einen Fascikel, welcher von C. eingelaufen war, zum Behufe der „Oberrevision“ in seinen „hochwohlge-

bornen“ Händen. Dieses Prädicat war er als Lieutenant a. D. zu führen berechtigt, und — „nun schreibt so ein Rheinländer: „Wohlgeboren!“

„Müssen ihm eine kleine Belehrung geben,“ sprach er bei sich selbst; „muß wissen, dieser Rheinländer, wen er vor sich hat. — Sekretär Schulze!“

„Zu Befehl, Herr Oberrevisor!“

„Haben Sie man die Ministerial-Verfügung zur Hand von die Titulaturen?“

„Sehr wohl, Herr Oberrevisor. — Hier ist sie.“

„Danke.“

Mit der nicht zu beschreibenden Würde eines „Ober“ im Ministerium setzt sich Herr Knöllner an seinen Arbeitstisch, löst die Hüllen von dem Fascikel mit der reglementswidrigen Adresse und beginnt zu „oberrevidiren“. Dabei hatte er übrigens schon im Voraus so seine eignen Gedanken. — So ein Mensch, der in den Fundamentalgrundsätzen eines geordneten Staatslebens nicht Bescheid wußte und falsche Titel schrieb, der konnte auch unmöglich im Rechnungswesen etwas Hervorragendes leisten, zumal da er ein „Rheinländer“ war. Es grauste ihm schon vor der Menge von Fehlern, die er mit rother Dinte anzustreichen, und vor den „Notaten“, die er am Rande zu vermerken hatte . . .

„Richtig! hab's ja voraus jedacht! hier ist ein Fehler und hier wieder!“

So ging es fort, bis er mit der Durchsicht aller Akten zu Ende war. Nun erhob er sich, packte sämt-

liche Papiere zusammen, legte die erwähnte Ministerial-Verfügung bei und schrieb auf einen Bogen Folgendes:

„Ew. Wohlgeboren sende ich in der Anlage I die zugegangenen Rechnungen mit dem Bemerkten anbei retour, daß die darin vermerkten Notate unverzüglich zu erledigen sind. Zu gleicher Zeit stelle ich Ihnen in Anlage II ein Exemplar der Ministerial-Verfügung vom 11. März 18** betreffend die Titulaturen zur genauen künftigen Darnachachtung ergebenst zu.

B**, den . . .

Der Oberrevisor:

Knüßler, Lieutenant a. D.“

Nun wird das Ganze verpackt, versiegelt und mit der vorschriftsmäßigen Adresse versehen:

„An den königlichen Revisor Herrn Zahlbach, Wohlgeboren zu C.“

2.

Der Paß gelangt wieder nach C. und wird im Regierungsgebäude, Zimmer Nr. 13, abgeliefert. Revisor Zahlbach schüttelt bedenklich sein graues Haupt, als er das verhängnißvolle Schreiben liest.

„Ei, ei,“ sagte er zu sich selbst, „wo habe ich denn nur meine fünf Sinne gehabt, als ich die Rechnung durchsah? Fünfundzwanzig Jahre schon bin ich Revisor, und noch nie ist mir so etwas begegnet“.

Er hatte Recht; er war ein guter und pünktlicher Beamter, seine Vorgesetzten hatten ihn gern und

schätzten ihn wegen seiner vorzüglichen Arbeitskraft und seiner echt rheinischen Jovialität.

„Und erst die vermaledeite Titulatur!“ fuhr er fort; „hm, hm! Mein lieber Schmunzler, da sehen Sie sich 'mal den Wisch — wollt' sagen die Ministerial-Befügung, die Titulaturen betreffend, an und sagen Sie mir hernach, was der Mann damit will“. — Dabei übergab er einem jungen Sekretär das so wenig ehrerbietig bezeichnete Aktenstück. Er selbst aber setzte sich sofort hinter seine Rechnung, stützte das Kinn auf den linken Ellenbogen und brütete und brütete lang.

„Ei, da hole der Kukuk alle Zahlen!“ fuhr er endlich auf. „Finde keinen Fehler und finde keinen. Bin ich denn verhext, oder hats dem Herrn Oberrevisor im Kopf gerappelt? — Wills nochmal durchgehen. — Alles richtig, Alles in bester Ordnung! Na, da weiß ich nicht — wenn sies in B. besser ver stehen, dann sollen sie auch die Fehler nachweisen — abgemacht!“

Unwillig nimmt er bei diesen Worten seine Brille ab, legt sie zusammen, schiebt sie ins Futteral, legt sie mit einiger Heftigkeit vor sich hin und — „basta!“ — klappt die ganze Geschichte zusammen. Nachdem er sich zum Ueberflusse noch eine Weile besonnen, warf er rasch einige Zeilen auf einen Bogen, des Inhaltes, daß es ihm unmöglich sei, die in den Rechnungen notirten Fehler zu finden, daß er Alles in Ordnung glaube und den Herru Oberrevisor „ganz

ergebenst“ ersuche, ihm genau anzugeben, was eigentlich zu verbessern sei u. s. w.

Hierauf machte er aus dem kopfzerbrechenden Plunder einen feinen und säuberlichen Pack, versiegelte ihn und setzte die Adresse darauf: An den Königlichen Oberrevisor Herrn Knöllner, Wohlgeboren zu B.

„Halt!“ rief er plötzlich aus, „Schmünzler, wie ist's mit der Titulatur?“

„Aufzuwarten, Herr Revisor; Sie müssen dem Herrn Oberrevisor das Prädikat „Hochwohlgeboren“ geben.“

„Ist er denn von Adel?“

„Nein, aber er ist Lieutenant a. D.“

„Was scheert mich sein „a. D.“? Mag er aus Düsseldorf, oder aus Dülmen, oder aus sonst einem „D“ sein; darum wird er wohl nicht höher geboren sein, als wir übrigen Menschenkinder.“

„Ja, aber er ist Lieutenant a. D. und jeder königlich preussische Lieutenant ist hochwohlgeboren. So heißt es ausdrücklich in dieser Verfügung des Ministeriums.“

„Nun, es soll mir auf ein „Hoch“ mehr oder weniger durchaus nicht ankommen; ich muß also mein „Wohlgeboren“ verbessern und schreibe ihm gleich „Hochgeboren“, weil er doch einmal darauf so verfaßt ist. Eigentlich sollte ich ihm „Hochgestochen“ schreiben, diesem Hochnasigen a. D.“

Der Sekretär entfernte sich lachend.

Der Revisor strich sein „Wohlgeboren“ aus, um

„Hochgeboren“ dafür zu schreiben, indem er vor sich hin murmelte: „Hochgestochen, hochgestochen!“

Somit wird das theure Kleinod abermals der Post übergeben. — —

Armer, unglücklicher Mann! Hättest du eine Ahnung von den Freveln, die du verübt hast, wahrlich! du würdest nicht so leichtem Herzens zu deiner „Alten“ nach Haus zurückkehren und behaglich in Schlafrock und Pantoffeln schlüpfen. Dein gemüthlicher Sorgenstuhl würde dir glühendes Eisen sein, und dein vergnügter Schoppen am „Stammtisch“ würde verzehrendes Feuer in deine Eingeweide gießen, und du würdest laufen, trotz deiner 59 Jahre, Dauerlauf würdest du laufen zur Post, du würdest deinen „Stammcollegen“ Postdirektor Schnell kniefällig bitten, dir den Altenfascikel an den „Hochgeborenen“ zu nochmaliger gründlicher Revision wieder auszuliefern! Aber — du bist blind — es ist geschehen — und das Unglück schreitet — mit nächster Post! — Einstweilen jedoch schlürfe in aller Gemüthruhe deinen Schoppen Moseler; es fällt heute noch nicht, das Schwert, welches an einem Altenfaden über deinem im Dienste ergrauten Haupte hängt. Aber nicht manchen Abend mehr wirst du, angeheitert wie heute, mit deiner „Alten“ schäkern, die ein klein wenig schmält und schmolzt, weil du heute eine halbe Stunde länger als sonst geblieben bist!

3.

Warum war er denn eine halbe Stunde später gekommen? Das hing schon, wenn auch räthselhaft und ihm unbewußt, mit dem Berliner Aktenpacte zusammen. Die nächste Ursache seines Ausbleibens war, daß er seine Brille vergessen hatte, weshalb er eine halbe Stunde länger an seiner Zeitung herumzustabiren mußte.

Am anderen Morgen als er sich auf sein Bureau begeben wollte, fiel ihm ein, daß er gestern Abend seine Brille nicht in der gewohnten Brusttasche gehabt hatte, und deshalb suchte er jetzt derselben habhaft zu werden. Allein er mochte suchen und herumkramen, so viel er wollte, sie fand sich nirgends. Endlich nimmt er die Hilfe seiner Frau in Anspruch.

„Mutter, weißt Du nichts von meiner Brille?“

„Nein, Väterchen, Du wirst sie wohl im Bureau gelassen haben.“

„Glaube doch kaum; hilf mir nochmal suchen; sie muß hier sein.“

Beide suchen eifrig, finden aber nichts.

„Wenn sie sich im Bureau nicht vorfindet, so ist sie verloren.“

„Nun, dann kannst Du ja eine neue kaufen; was liegt auch viel an einer alten Brille?“

„Das verstehst Du nicht, Mutter; die Brille paßte mir so gut, wie nicht leicht eine andere, ich war an sie gewöhnt. Es ist mir doch recht ärgerlich.“

„Aber was ist zu machen?“

Von diesem Trostspruche seiner Gattin begleitet, begibt sich der gute Mann auf sein Bureau, und als sich auch da keine Brille entdecken ließ, blieb ihm nichts Anderes übrig, als zum Optikus zu gehen und sich eine neue zu kaufen. Damit war nun freilich diesem Uebelstand abgeholfen; allein dem Gewohnheitsmenschen war es nicht recht gemüthlich ums Herz; es fehlte ihm am selbigen ganzen Tage etwas, und wenn er jemals wirkliche Rechnungs- und Revisionsfehler beging, so war es an jenem Tage. In der That soll seine Arbeit mit der neuen Brille lange nicht mehr so gut gewesen sein, aber man sagte: „Der Mann wird eben alt.“ — Das war die nächste Folge jenes von C. abermals nach B. gesandten Fascikels . . .

Zwei Tage darauf gabs im Finanz-Ministerium zu B. eine tragikomische Scene. Der Aktenfascikel war angekommen.

Das Kanzleipersonal steckte die Köpfe zusammen — Einer zeigte es dem Andern — allgemeines Lachen und Richern: „Ha! ha!“ — „prachtvoll!“ — „jottvoll!“ — „noch nie dajewesen!“ — „en Heidenspaß!“ — „famos, uff Ehre!“ — So schwirrte und schnurrte es leise durcheinander, und ein alter griesgrämiger Aktuar brummte schadenfroh: „Geschieht ihm ganz recht, dem Hochnasigen“.

Der Bedell, welcher den Aktenbündel dem Herrn

Oberrevisor Knöllner, Lieutenant a. D., in dessen Amtsstube zu überreichen hatte, machte fürchterliche Anstrengungen, um das Heiligthum des Gebietenden nicht durch unehrerbietiges Lachen zu entweihen. Er sagte nichts weiter als: „Aus C.“ und entwich so schnell als möglich wieder durch die Thüre.

„Aha, aus C.“ spricht der Hochmügende zu sich selbst, „das ist von dem Zahlbach; er wird Lehre angenommen haben. Laß man sehen“.

Doch kaum hat er einen Blick auf die Adresse geworfen, so ist er zuerst ganz starr wie vor Entsetzen, dann springt er in die Höhe wie rasend, rennt im Zimmer auf und ab, er weiß sich gar nicht zu fassen — in der Verzweiflung will er sich die Haare ausreißen, und Ruck! — hält er wirklich seine ganze Kopfzierde schmerzlos in den Händen, denn in der Hitze hat er ganz vergessen, daß dieser Schmuck des Hauptes — ach! — schon lange nicht mehr sein eigen, schon lange nicht mehr angewachsen ist. Ueber dem Versuche, die Perrücke wieder seinem Haupte anzupassen, wobei er ein wehmüthiges Gefühl nicht ausdrücken konnte, wurde er nun etwas ruhiger und gewann es über sich, den Bündel zu öffnen.

Er las das Begleitschreiben des Revisors und wurde von Neuem erbittert:

„So, so! nicht finden! Ha! werden dir schon finden, mein Junge!“ murmelte er ingrimmig. „Doch halt! — Was ist denn das?“ — Wiederum fuhr er auf wie von einer Schlange gebissen. Es mußte ihm

noch etwas Besonderes aufgestoßen sein, während er die Blätter so umschlug. Sein Angesicht wurde grün und gelb vor Aerger, nach kurzer Zeit aber spielte ein sehr boshaftes und hämisches Lächeln über dasselbe, und er biß knirschend die Zähne aufeinander, während er durch dieselben hervorstieß: „Dat soll er mich bezahlen, dieser impertinente Rhoinländer!“

Armer „Rhoinländer“, was hast du dir bereitet!

4.

Drei Wochen waren seitdem verflossen. Der Revisor Zahlbach saß beim Morgenkaffee und plauderte gemüthlich mit seiner Frau. Er hatte sich so ziemlich an seine neue Brille gewöhnt und gedachte der verlorenen fast nicht mehr.

Es war Sonntag; deshalb ging er heute nicht aufs Bureau. — Da klopfte es ziemlich kräftig an die Thüre und herein trat der Kanzleidiener, ihm die Einläufe von der Post zu überbringen. Unter vielen sonstigen Papieren und Akten fand sich diesmal auch ein kleines Päckchen mit dem Poststempel „B.“ vor.

„Was soll denn das bedeuten?“ spricht er befremdet, „ein Päckchen aus dem Ministerium! Ich würde so etwas für unmöglich halten, wenn nicht das Siegel darauf wäre.“

Durch diese Worte wurde auch seine Ehehälfte aufmerksam und sie beschaute sich das kleine zierliche Ding. Es wurde hin und her gerathen und vermuthet, was es wohl enthalten möchte. Ein Etui

ließ sich unschwer erkennen. Endlich rief sie — wie denn die Frauen allezeit scharfsinniger und feinführender sind, als wir plumpen Männer — freudig aus:

„Ich hab's! Daß mir das auch nicht sogleich einfiel! Rathe, Männchen, was es ist!“

„Nun, wie soll ich's wissen?“

„Findest Du es denn nicht? Endlich, endlich ist er gekommen, den Du schon längst hättest erhalten sollen.“

„Ein Orden?“

„Ei freilich, der rothe Adlerorden!“

„Ja, ja, so wird es sein, es ist nicht anders.“

„Gewiß, gewiß,“ rief sie jubelnd aus, „jetzt darf mich auch die Kreisgerichtsrätthin nicht mehr über die Achsel ansehen, jetzt sind wir auch decorirt. Ich will's ihr doch gleich erzählen. Die wird Augen machen!“ — Und sie hüpfte zur Thüre hinaus, denn die Rätthin wohnte in demselben Stoc.

Während sie nun hineilt, um der Nachbarin das glückliche Ereigniß mitzutheilen, damit diese es wieder der Frau Assessor und diese es der Frau Postdirektor u. s. w. erzähle — es ist ja heute Sonntag, und man trifft sich in der Kirche — sitzt ihr „Alter“ vor seinem Päckchen und macht seine Betrachtungen.

„Also auch ich konnte ihm nicht entgehen, dem Unvermeidlichen, dem Rothem Adlerorden IV. Klasse! — Nun, mir liegt eigentlich nicht soviel daran, es ist nur wegen der Anerkennung; man hat gedient —

man sieht, daß der König Verdienste zu schätzen weiß — und das ist schön — allerdings, eine Gehaltszulage wäre mir lieber gewesen — na, aber man muß zufrieden sein — man hat eine Frau! — Ich trage ihn übrigens sobald nicht, ich genire mich wirklich.“

Da kehrte die Frau wieder zurück, und vor Freude strahlend, unterbrach sie seine stillen Gedanken:

„Nun, hast Du das Päckchen noch nicht geöffnet? Laß ihn doch endlich sehen!“

„Na, fortfliegen wird er Dir wohl nicht, der Vogel,“ antwortete der Gemahl.

„Und daß Du mir ihn nur heute Mittag anhängst! Wir werden durch die Stadt promeniren.“

„Warum nicht gar? Wo denkst Du hin?“ wagte der Eheherr einzuwenden; allein man hörte es an dem Tone seiner Worte, daß ihm damit nicht sehr ernst war.

Erwartungsvoll waren vier Augen auf den Gegenstand gerichtet, der jetzt entschleiert werden sollte; die Augen der guten Frau glänzten vor freudiger Erregung, und die Hand des Mannes zitterte, während sie die Bänder löste. Jetzt fällt die Hülle, ein ledernes Etui wird sichtbar aber — allmächtiger Himmel! das ist kein Orden!

„Mann, Mann!“ ruft sie, „das ist ja deine verlorene Brillenscheide!“

„Und auch meine verlorene alte Brille,“ erwidert er, indem er die Scheide auseinanderzieht.

„Und das ist der Orden, von dem wir geträumt

haben!" jammerte die Unglückliche. „Was werden die Leute sagen! Wie wird sich die Kreisgerichtsräthin schadenfroh auslassen! O hätte ich doch stillgeschwiegen!"

„Allerdings, Du hast uns schwer blamirt," entgegnete keuchend der getäuschte Beamte; „allein es ist geschehen, man muß sich ins Unvermeidliche fügen“.

Während nun die Frau schluchzend in eine Sophaecke sank, setzte er seine alte, endlich wiedergefundene Brille auf die Nase — so wars ihm eigentlich doch wieder wohl! — und erbrach das Begleitschreiben, um doch wenigstens zu erfahren, wie es sich mit der ganzen Sache verhalte. Schon nach einigen Augenblicken jedoch entfährt ihm ein solcher Schrei des Entsetzens, daß seine Frau angstvoll emporschnellt.

„Auch das noch, auch das noch!" stöhnte er, „o was habe ich gethan?"

„Kann denn noch mehr Unglück geschehen, als schon ist?" fragte sie und eilte auf ihn zu

„Da nimm und lies!" war die stoische Antwort. Die Gattin nahm und las also:

„Obgleich es sich bei näherer Einsicht herausgestellt hat, daß die anher eingesandten Rechnungen fehlerfrei, und Sie deshalb im Rechte waren, so müssen wir doch Ihre Art und Weise, die Behörde auf ihren Irrthum aufmerksam zu machen, nämlich durch Weilegung einer Brille, im höchsten Grade mißbilligen. Indem wir über Sie wegen dieser groben Verletzung der gegen die vorgesezte Behörde zu hegen-

den Ehrerbietung vorläufig nur eine Geldstrafe von 25 Thalern verhängen, müssen wir dem Herrn Revisor Knöllner überlassen, eine Privatjurienklage gegen Sie anhängig zu machen, weil Sie denselben durch das Prädikat „Hochgestochen“ anstatt „Hochwohlgeboren“ auf dem obenerwähnten Aktenfascikel beschimpft haben. Die genannte Brille folgt anbei zurück.

B. den

Das Königliche Ministerium
der Finanzen“.

Während die Frau Revisor, sprachlos vor Schrecken, die Hände sinken läßt, wollen auch wir vor der nun folgenden, rein häuslichen Scene mitleidig den Vorhang sinken lassen.

Nachspiel. Trotzdem erschien der alte Revisor am nämlichen Abend am gewohnten „Stammtisch“. Der allein erst anwesende Postdirektor streckte ihm die Hand entgegen und schrie:

„Nun, Alter, kann man Dir gratuliren?“

„Wozu?“

„Ha, ha! brauchst es einem alten Freund nicht zu verhehlen. Die ganze Stadt weiß es schon, und ich habe es auch heute Morgen auf der Post schon vermuthet.“

„Ich weiß nicht, was Du willst.“

„Sieh mal Einer den durchtriebenen Schalk!
Den Orden meine ich!“

„Ja so! den habe ich erhalten und ich werde
in Kurzem noch einen bekommen.“

„Wie? Was?“

„Freund, Dir will ich es bekennen, aber schweige!
Einen Injurienprozeß werde ich bekommen — das
ist der eine Orden, und den ich schon habe, das ist
— — eine Nase nebst Brille!“

